

## **Gottesdienst am 9. Februar 2020 (Sonntag Septuagesimae)**

### **Genug für alle – Predigt über Matthäus 20, 1-6**

---

Eine Freundin meiner Frau hat zwei Söhne im Teenageralter. Die beiden lassen keine Gelegenheit aus, um miteinander zu streiten; jeder ist fest davon überzeugt, dass der andere ständig bevorzugt wird. Unlängst gab es Schokoladenpudding zum Nachtisch, die Mutter stellte die Schälchen auf den Tisch. Sofort begannen die Jungen zu diskutieren: »Bei dir ist mehr drin – das ist ungerecht – gib mir deinen Pudding!« »Nein, gestern hast du mehr gehabt – heute bekomme ich die größere Portion!« Die Mutter versuchte, den Streit zu schlichten. »Ihr wisst doch, die Schälchen sind gleich groß – bei uns geht es gerecht zu.« Doch die beiden waren überzeugt, dass der eine Nachtisch größer war als der der andere. Schließlich holten sie die Küchenwaage, um Gewissheit zu haben. Und tatsächlich: Der eine Pudding wog sage und schreibe zwei Gramm mehr. Die Mutter atmete tief durch. »Ihr streitet hier wegen zwei Gramm – lohnt sich das überhaupt?« Doch auf einmal waren die Söhne sich einig: »Da sieht man mal, wie ungerecht es bei uns zugeht. Wie sollen wir uns denn vertragen, wenn ihr Eltern so große Unterschiede macht?«

In Matthäus 20 erzählt Jesus ein Gleichnis von der Gerechtigkeit Gottes. Als im Bundestag vor 20 Jahren eine Politikerbibel zusammengestellt wurde; als man die Abgeordneten fragte, welche Bibelverse prägend für ihr Leben sind, da gab der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder diesen Text an, der heute auf dem »Wort für die Woche« steht. Die Frage nach Gerechtigkeit bewegt Politik und Gesellschaft. Und Jesus war ein begnadeter Erzähler, der die Menschen mit seinen Gleichnissen fesseln konnte. Das Reich Gottes, so fängt Jesus an, das Reich Gottes gleicht einem Grundbesitzer, der Arbeiter für seinen Weinberg sucht. Morgens um sechs Uhr geht er auf den Dorfplatz, wo die Tagelöhner warten. Er stellt ein paar Männer ein und verspricht ihnen ein Silberstück. Ein Silberstück – das war ein großzügiger Tageslohn, damit konnte eine Familie ihr Essen kaufen und noch etwas auf die Seite legen. Um neun Uhr kommt der Grundbesitzer wieder auf den Dorfplatz und sagt zu einigen der Umstehenden: »Ihr könnt ebenfalls in meinen Weinberg gehen – ich will euch geben, was recht ist.« Genauso tut er es um die Mittagszeit und dann noch einmal drei Stunden später. Und als er sich um fünf Uhr ein letztes Mal auf den Weg macht, sind immer noch ein paar Tagelöhner da. Der Gutsbesitzer fragt: »Warum steht ihr den ganzen Tag herum?« Und in der Antwort hören wir Frust und Enttäuschung: »Weil uns niemand eingestellt hat.« Diese Männer werden mit leeren Händen nach Hause kommen, diese Männer können nicht für ihre Familien sorgen. Und auch ihnen sagt der Gutsbesitzer: »Ihr könnt in meinen Weinberg gehen.« Lohnt sich das überhaupt – noch eine Stunde arbeiten bis zum Feierabend? Mehr als ein paar Kupfermünzen wird es dafür nicht geben, vielleicht reicht es gerade noch für ein Fladenbrot. Und dann geht die Sonne langsam unter und ein langer Arbeitstag ist zu Ende. »Ruf' die Männer zusammen und zahle ihnen den Lohn aus«, sagt der Gutsbesitzer zu seinem Verwalter. »Fang' bei den Letzten an und hör' bei den Ersten auf.« Und dann stehen sie hintereinander in einer Reihe. Müde und zufrieden die einen – sie haben viel gearbeitet und bekommen nun die verdiente Gegenleistung. Verschämt und niedergeschlagen die anderen – sie wissen, dass sie kaum etwas zu erwarten haben. Doch welche Überraschung – der Verwalter gibt ihnen für eine Stunde Arbeit ein Silberstück. Sie trauen ihren Augen nicht und können es kaum fassen – dieser Tag nimmt doch noch ein gutes Ende, sie müssen ihre Familien nicht enttäuschen. Und die hinter ihnen fangen an zu rechnen: Ein Silberstück für eine Stunde – wieviel bekomme ich dann für drei, für sechs, für neun, für zwölf Stunden? In Gedanken beginnen sie bereits, ihren

unverhofften Reichtum auszugeben – und schreien empört auf, als sie ebenfalls eine Silbermünze erhalten. »Das ist ungerecht, so lassen wir uns nicht abspeisen! Haben wir nicht in der prallen Sonne geschuftet? Haben wir nicht den Rücken krumm gemacht, um die Trauben zu ernten?« So heftig ist der Protest, dass der Gutsbesitzer aufmerksam wird. »Guter Mann,« sagt er zu dem, der am lautesten schreit, »ich tue dir kein Unrecht. Hast du nicht das versprochene Silberstück bekommen?« »Aber den anderen wurde mehr bezahlt,« protestiert der Tagelöhner, doch der Gutsbesitzer unterbricht ihn: »Bist du neidisch, weil ich gütig und großzügig bin? Darf ich nicht allen so viel geben, wie sie zum Leben brauchen?«

Mit dieser Frage des Gutsbesitzers endet das Gleichnis. Keiner geht leer aus, alle Tagelöhner bringen an diesem Abend genug nach Hause. Das ist erfreulich – aber ist es auch gerecht? Und was wird geschehen, wenn der Gutsbesitzer am nächsten Morgen auf den Dorfplatz kommt? Ob dann überhaupt einer sofort mit in den Weinberg geht – schließlich reicht es ja, für eine Silbermünze nur eine Stunde zu arbeiten. Und doch – würden wir nicht gerne in einer Welt leben, wo alle haben, was sie brauchen; wo keiner mittellos bleiben muss? Natürlich wusste Jesus, dass unser Arbeitsleben so nicht funktioniert. Natürlich wusste Jesus, dass keiner etwas zu verschenken hat, dass es ohne Fleiß keinen Preis gibt. Und doch war er überzeugt: Bei Gott gelten andere Maßstäbe. Bei Gott bekommen wir nicht nur das, was wir verdienen. Bei Gott ist genug für alle da. »Ich will euch geben, was recht ist« sagt der Gutsbesitzer und tatsächlich muss keiner mit leeren Händen nach Hause gehen. Doch natürlich wissen wir alle, dass dieses Gleichnis nicht der Wirklichkeit entspricht. In unserer Welt gibt es große Unterschiede zwischen arm und reich, zwischen Wohlstand und Mangel. Vor zwei Wochen haben zwei Frauen aus Sielmingen den Konfirmandenunterricht gestaltet. Sie nahmen die Jugendlichen mit auf eine Reise nach Lateinamerika und Afrika. Wir erfuhren, wie schlecht es manchen Bauern geht, die den Kakao für unsere Schokolade ernten. Sie erhalten keinen fairen Preis für ihre Ernte, sondern müssen mit dem auskommen, was ihnen die großen Konzerne bezahlen. Und bei uns ist Deutschland geht es manchmal ganz ähnlich zu. Wenn Discounter um Marktanteile kämpfen, wenn hochwertige Lebensmittel als Sonderangebote missbraucht werden – dann wird der Einkaufspreis gedrückt, dann kostet der Liter Milch weniger als manches Mineralwasser, dann ist oft nichts mehr verdient. Und auch das gibt es bei uns in Deutschland, dass Menschen scheinbar nicht gebraucht werden, dass sie wie die Tagelöhner auf dem Dorfplatz von niemand eingestellt werden. Ich denke an das Job-Café beim Diakonie- und Tafelladen in Bernhausen, wo Langzeitarbeitslose bei Bewerbungen unterstützt werden. Wie fühlt man sich, wenn man jahrelang nur Absagen bekommt, wenn man entweder zu alt oder zu krank oder zu wenig qualifiziert ist? »Ich will euch geben, was recht ist« – wenn wir ehrlich sind, dann stimmt das hinten und vorne nicht. Oft geht es ungerecht zu, oft werden Menschen benachteiligt, oft streiten wir sogar miteinander um unseren Vorteil wie die beiden Jungen um ihre zwei Gramm Pudding.

Doch wenn wir genau hinhören, dass geht es in unserem Gleichnis nicht nur um Recht oder Unrecht, um Gerechtigkeit und Fairness. Sondern Jesus erzählt eine Geschichte von Güte und Gnade. »Bist du neidisch, weil ich gütig und großzügig bin?« fragt der Gutsbesitzer am Ende. Wir haben die Wahl, worauf wir schauen wollen. Wir können auf unsere Arbeit sehen; auf die Mühe und Anstrengung, die wir Tag für Tag auf uns nehmen. Von nix kommt nix, ohne Fleiß kein Preis, sich regen bringt Segen; man muss das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Wir brauchen Menschen, die anpacken und im Beruf ihren Mann und ihre Frau stehen. Aber wenn wir einen Moment nachdenken – ist das wirklich nur unser eigener Verdienst? Dass wir gesund sind und arbeiten können, dass wir Fähigkeiten und Begabungen haben, dass in unserem Land gutes Geld für gute Arbeit gezahlt wird – ist das tatsächlich alles selbst gemacht? Oder leben

wir von Voraussetzungen, die wir gerade nicht aus eigener Kraft schaffen können? In der Landwirtschaft wird diese Sicht auf unser Leben besonders deutlich. Es muss hart gearbeitet werden, damit eine Ernte auf den Feldern steht. Doch dass etwas wächst, dass Sonne und Regen im richtigen Wechsel zusammenwirken, dass die Saat aufgeht und Frucht trägt – das liegt nicht in unserer Hand. Als Christen glauben wir: Es wird dann gut, wenn Gottes Segen und unser Tun zusammen kommen. Das Gleichnis lädt uns zu einem Blickwechsel ein. Wir sollen herausgeführt werden aus der Enge unserer Gedanken in die Weite, die Gott uns eröffnet. Nicht immer geht es in unserer Welt gerecht zu, nicht immer bekommt jeder das, was er braucht. Aber wir dürfen darauf vertrauen: Am Ende wird Gottes Güte das Bleibende und Ewige sein. Und diese Gewissheit schenkt uns Hoffnung. Das Vertrauen auf Gott ist schon jetzt ein Licht in aller Dunkelheit. Ich kann mein Herz öffnen für Gottes Gegenwart und ihm meine Bitten und meinen Dank sagen. Und wir alle können uns einsetzen für Recht und Gerechtigkeit, für faire Löhne nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in den Ländern der so genannten Dritten Welt. Und es wäre schön, wenn unsere Gemeinden ein Ort sind, wo die Botschaft des Gleichnisses nicht nur gepredigt, sondern auch gelebt wird. Wo wir nicht danach fragen, wer mehr schafft und die meiste Zeit einbringt, sondern für alle und jeden dankbar sind. Wo es nicht zählt, ob einer schon seit Kindesbeinen zu unserer Gemeinde gehört oder erst vor kurzem dazugekommen ist. Wir alle wollen miteinander im Reich Gottes mitarbeiten – jeder mit seinen Fähigkeiten und Begabungen, jeder an dem Platz, an den Gott ihn berufen hat. Amen.

Tobias Geiger, Pfarrer in Sielmingen